Der Volksfreund

Erscheint wöchentlich einmal, Sonntags.

Zu beziehen durch die Verlagsabteilung des Deutschen Vereins, Lodz, Evangelische Str. 5.

Bezugspreis vierteljährlich 3 Mk. einschließlich der Postgebühr.

Anzeigenpreis: 50 Pf. die viergespaltene Kleinzeile.

Nr. 8. Sonntag, den 9. Februar 1919. 1. Jahrgang.

Es gibt so bange Zeiten,
es gibt so trüben Mut,
wo alles sich von weiten
gespenstisch zeigen tut.

Es schleichen wilde Schrecken
so ängstlich leise her,
und tiefe Nächte decken
die Seele zentnerschwer.

Die sichern Stützen wanken,
kein Halt der Zuversicht;
der Wirbel der Gedanken
gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnsinn naht und locket
unwiderstehlich hin.
Der Puls des Lebens stocket,
und stumpf ist jeder Sinn.

Wer hat das Kreuz erhoben
zum Schutz für jedes Herz?
Wer wohnt im Himmel droben
und hilft in Angst und Schmerz?

Geh zu dem Wunderstamme,
gib stiller Sehnsucht Raum,
aus ihm geht eine Flamme
und zehrt den schweren Traum.

Ein Engel zieht dich wieder
gerettet auf den Strand,
du schaust voll Freuden nieder
in das gelobte Land.

Friedrich von Hardenberg (Novalis).

Unser Kreuz.

Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu. Phil. 3, 13 u. 14.

In einem Krankenhause las ich zuerst den Spruch: „Ich muß leiden, ich will leiden, ich kann leiden, ich darf leiden." Das sind goldene Worte, denen vorab alle Kreuzträger nachsinnen sollten. Sie zeichnen den inneren Stufengang, den der himmlische Vater in der Trübsal mit seinen Kindern gehen will. Ich höre in der Trübsal eine vierfache Botschaft Gottes.

Die erste Botschaft lautet: „Was schreiest du über deinen Schaden, über deine verzweifelt bösen Schmerzen? Habe ich dir doch solches getan um deiner großen Missetat und um deiner starken Sünden willen." Diese Botschaft ist wie der eherne Klang einer gewaltigen Posaune und erschreckt uns bis ins Mark der Gebeine. Aus der Tiefe rufen wir dann: „Ach Herr, unsere Missetaten haben es ja verdient, aber hilf doch um deines Namens willen!" — Ich muß leiden. —

Dann ertönt die zweite Botschaft Gottes: „Die ich lieb habe, züchtige ich." Da richtet sich unsere Seele wieder auf. Gerade am Gericht erkennen wir, daß Gott sich noch um uns kümmert, und wir antworten: Es ist mir lieb, daß du mich gedemütigt hast, daß ich deine Rechte lerne." — Ich will leiden. —

Alsbald erfolgt die dritte Botschaft des Herrn: „Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein. Denn so du durchs Wasser gehst, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen, und so du ins Feuer gehst, sollst du nicht brennen, und die Flamme soll dich nicht anzünden. Denn ich bin der Herr, dein Gott, der Heilige in Israel, dein Heiland!" Da faßt der Glaube starken Mut, wie das Kind aus der Gegenwart der Mutter: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil, vor wem sollte ich mich fürchten? Der Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte mir grauen?" — Ich kann leiden. —

Endlich erschallt dann die vierte Botschaft: „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Dann müssen wir auf die Knie niederfallen in Anbetung der Weisheitstiefe und Gnadenfülle unseres himmlischen Vaters mit dem Bekenntnis: „Ich halte dafür, daß die Leiden der Zeit nicht wert sind der zukünftigen Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden." — Ich darf leiden. — Der Blick auf unsere ewige Vollendung bringt uns zur höchsten Stufe. O meine Freunde, wollten wir uns doch gewöhnen, alle Dinge, Trauriges und Freudiges, viel weniger von dem niedrigen Standpunkte der Zeit aus, von da aus man so wenig überschaut, zu beurteilen, als vielmehr von dem hohen Standpunkt der Ewigkeit aus. Dann würde uns Erdenluft und Erdenleid nicht so leicht unterjochen und von dem Weg des Lebens abbringen. Dann würden wir das Lächeln jenes alten Mannes lernen. Der lag im Sterben und über sein erblassendes Angesicht huschte dreimal ein Lächeln, wie der letzte Schein der Herbstsonne über die welke Heide. Da fragten ihn seine Kinder: „Vater warum hast du dreimal gelächelt?" Er antwortete: „Zum ersten Male vergegenwärtigte ich mir alle Freuden, Hoffnungen und Wünsche meines Lebens. Einst bin ich ihnen mit Ungestüm nachgejagt, jetzt aber erscheinen sie mir töricht und wesenlos, gleich bunten Seifenblasen, daß ich darüber lächeln mußte. Zum andern dachte ich an alle Leiden und Nöte. Wie schwer waren die damals, und wie gering sind sie mir jetzt im Vergleich zu dem Frieden, den ich im Herzen habe, und ich mußte lächeln. Und endlich sah ich die Sonne der Herrlichkeit, die mir so nahe leuchtet und mich mit unaussprechlicher

Freude erfüllt." — Gedenket, Christenleute, wir sind königliche Jerusalemfahrer, und unsere Losung heißt: „**Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich zu dem, das da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, nach dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung Gottes in Christo Jesu.**"

E. G.

Eine politische Versammlung der Lodzer Deutschen.

Die **Deutsche Volkspartei** hatte letzten Sonntag die Deutschen von Lodz zu einer Volksversammlung eingeladen. Der große Saal des Männergesangvereins war nicht geräumig genug, um alle Erschienenen zu fassen. Mit Aufmerksamkeit folgten die Versammelten den Ausführungen der Redner, die über die Rolle der Deutschen in Polen und ihre gegenwärtigen Aufgaben sprachen.

Nachdem der Vorsitzende der Deutschen Volkspartei, Herr **Bauer**, die Versammlung begrüßt und die Tagesordnung bekanntgegeben hatte und Herr **Müller** zum Leiter der Versammlung bestimmt worden war, nahm Herr Landtagsabgeordneter Ludwig **Wolff** das Wort. Er führte aus:

Eine deutsche Volkspartei in Polen! Das Wort „deutsch" war von jeher in unserem Lande nicht beliebt, und ist es jetzt, nachdem die reichsdeutschen Okkupationsbehörden so rücksichtslos gehaust haben, erst recht nicht. Man überträgt die feindselige Gesinnung, die man all der ungerechten Behandlung und Bedrückung der Polen von seiten der preußischen Regierung im Laufe der Zeit erfahren hat, auch auf uns. Ja, man beschuldigt uns ganz offen, wir seien eine Gefahr für das Land, indem wir mit einem Auge nach Berlin hinüber schielen.

Nichts ist ungerechtfertigter als dies. Deutsche wohnen schon Jahrhunderte lang in Polen. Besonders stark war aber die Einwanderung vor etwa 100 Jahren, so daß an einigen Orten verhältnismäßig viel Deutsche zusammenwohnen und sich dadurch ihre Sprache, ihre Religion und ihre Eigenart bewahrt haben.

Nun weiß aber die Geschichte keinen einzigen Fall aufzuweisen, wo die Deutschen eine Gefahr für das Land gewesen wären. Im Gegenteil, sie haben sich stets als brauchbare, nützliche und durchaus loyale Bürger erwiesen. Die hierzulande geborenen und aufgewachsenen Deutschen stehen in keiner politischen Beziehung mehr zu Deutschland, sie betrachten, ebenso wie die ureingesessenen Bewohner dieses Landes, Polen als ihre Heimat.

Nun wird man uns darauf erwidern: „Wenn Ihr Polen als Eure Heimat, als Euer Vaterland betrachtet und es, wie Ihr sagt, über alles lieb habt, warum habt Ihr Euch da noch nicht die polnische Sprache angeeignet, warum habt Ihr Euer mitgebrachtes Deutsch noch beibehalten? Darauf können wir nur antworten: Viele von uns haben es bereits getan und fühlen sich dabei ganz glücklich. **Wir können es jetzt noch nicht.** Wie wir mit unserem ganzen Sein mit unserer Heimat verwachsen sind, so sind wir dies auch mit unserer Sprache. **Unser ganzes Fühlen und Denken ist mit dieser Sprache verbunden.** Die ersten Laute, die an unser Ohr klangen und uns zum Bewußtsein gekommen sind, waren deutsch. Mit ihr sind wir aufgewachsen, in ihn steckt daher unsere ganze sittliche Kraft. Wollten wir sie aufgeben, so könnte dies nur mit dem Verluste unserer Sittlichkeit verbunden sein. Aber trotz unserer beibehaltenen alten deutschen Sprache können und wollen wir gute und treue polnische Staatsbürger sein. Und so sind die Deutschen überall, wo sie im Auslande wohnen.

Wollen uns unsere polnischen Mitbürger unsere Sprache, unsere Religion, unsere Eigenart lassen, wir werden desto treuer an unserem polnischen Vaterlande hängen.

Die deutsche Sprache und deutsche Eigenart schließt aber gar nicht aus, daß wir auch die polnische Sprache erlernen und in unsern Schulen pflegen wollen. Wir wollen unsere **Kinder zu treuen und nützlichen, brauchbaren polnischen Staatsbürgern erziehen,** auch bei Beibehaltung der deutschen Sprache, ja **gerade** durch diese. Der Deutsche war stets treu, offen, schlicht und arbeitsam und wird es auch im neuen Staate Polen bleiben.

Hierauf sprach Herr Gymnasialdirektor **Follak** zu dem Thema „**Einiges zur Stellung der Deutschen im Polnischen Staate**":

Auf Grund der geschichtlichen Ereignisse des Mittelalters und der Neuzeit in Polen gelangen wir zur Erkenntnis, daß das polnische Land in hervorragendem Maße ein Kolonisationsland ist. In der Kolonisation polnischer Erde hat der deutsche Bauer im 13., 14. sowie vom 16. Jahrhundert an eine erstklassige Bedeutung gehabt, ebenso hat auch der deutsche Weber eine entscheidende Rolle in der Entwicklung polnischer Industriestädte im verflossenen Jahrhundert gespielt. Auf Grund der deutschen Kolonisationsgeschichte in Polen gelangen wir zu der Überzeugung, daß das deutsche Element dem polnischen Lande hervorragende Dienste erwiesen und in der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Im Interesse des polnischen Staates liegt es deshalb, **die deutsche Eigenart, die Fähigkeiten, Eigenschaften und Möglichkeiten,** die in der deutschen Natur enthalten sind, die dem Lande so außerordentlich großen Nutzen gebracht haben, nicht zu untergraben, sondern sie im Gegenteil zu schonen und ihnen Raum und Luft zur vollen Entfaltung und Entwicklung zu geben. Auf diese Weise erhält sich der Staat tüchtige und wertvolle Bürger. Auf Grund der geschichtlichen Verdienste der Deutschen in Polen sind wir dazu berechtigt und dürfen das mit Sicherheit von der polnischen Regierung erwarten.

Die freiwillige, ungezwungene Assimilation einzelner Deutscher mit den Polen, das Aufgehen der Deutschen im polnischen Volk und in der polnischen Kultur ist eine gesetzmäßige naturgemäße Erscheinung und darf nur als solche angesehen, auch weder gebrandmarkt noch verurteilt werden. Aber so lange der Deutsche sich noch als Deutscher fühlt, so lange hat er ein Anrecht auf **volle kulturelle Autonomie.** Der Selbsterhaltungstrieb äußert sich am stärksten im Bestreben, **die Sprache und die Schule rein zu erhalten!** Unsere erste und edelste Aufgabe besteht in der **Heranbildung einer starken deutschen Intelligenz** und in der Hebung unserer geistigen Kultur. Erst wenn wir eine hohe geistige Kultur besitzen werden, werden wir als Deutsche vor dem spurlosen Aufgehen in der polnischen Kultur bewahrt sein.

In eindrucksvollen Worten ermahnte nun Herr Oskar **Friese** die Lodzer Deutschen, an den **bevorstehenden Stadtratswahlen** geschlossen teilzunehmen. Ausgehend von dem Sturz der Kaiserdynastien in Europa, die der Freiheit Tür und Tor öffneten, kam er auf die städtische Selbstverwaltung in früheren Zeitepochen zu sprechen, ferner auf das Magdeburger und Lübeckische Städterecht, das auch in Polen bis 1864 Geltung hatte, von Kasimir dem Großen aber aufgehoben wurde, erinnerte an die mangelhafte russische Städteordnung und wies darauf hin, daß die polnische Regierung im Dezember vorigen Jahres ein Dekret erlassen habe, wonach eine vorläufige Bestimmung über die Wahl von Stadtverordneten bis zum endgültigen Erlaß einer Städteordnung durch den Landtag rechtsverbindlich sei. Es sei außerordentlich wichtig, daß so viel als möglich Deutsche in den Lodzer Stadtrat einziehen, um die Interessen der Deutschen mit Nachdruck zu vertreten. Um nun geschlossen zur Wahlurne zu schreiten, sei ein enger Zusammenschluß der Deutschen erforderlich. Der Redner betonte, daß die Deutsche Volkspartei in ihr Programm weitgehende Forderungen nicht nur der Bürgerlichen, sondern auch der Arbeiter aufgenommen habe, und schloß mit dem Rufe: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr!"

Nach ihm sprach Herr **Hermann Fiedler** über die **Stellung der Deutschen im Stadtparlament.**

Herr Alexis **Zirkler** begrüßte das Bestehen einer Deutschen Volkspartei, da die Deutschen in Stadt und Land nicht organisiert seien. Er weist u. a. darauf hin, daß die Lodzer geistigen und physischen Arbeiter einen Wahlausschuß gebildet hatten, um eigene Kandidaten für die Stadtratswahlen aufzustellen, doch müsse jeder Deutsche für die deutschen Wahllisten stimmen.

Die Versammlung, in der noch einige Redner das Wort ergriffen, hat sicherlich dazu beigetragen, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Deutschen zu stärken, wenngleich die Anhänger der Kommunisten die Internationale und die Weltrevolution hoch leben ließen.

Der Untergang der Zarenfamilie.

Graf A. A. **Tolstoi**, der Anfang vergangener Woche einige Tage in Berlin weilte, machte einem Mitarbeiter des in **Berlin** erscheinenden Russenblattes „Wremja" folgende Mitteilungen über Leben und Tod der Zarenfamilie in Sibirien.

Der Exzar und die Seinen wurden ursprünglich, wie bekannt, nach Tobolsk verbannt. Infolge der politischen Ereignisse in Sibirien erschien den örtlichen Behörden nach einiger Zeit das weitere Verbleiben des Zaren in Tobolsk nicht zweckmäßig und es wurde beschlossen, ihn nach Jekaterinburg zu überführen. Nach langen Mühen und Entbehrungen langte der Exzar endlich in Jekaterinburg an, wohin ihm kurz darauf seine Familie folgte. Dort wurden sie in dem einsam gelegenen düsteren Hause des Ingenieurs Ignatjew untergebracht, das von mit Glasscherben und Nägeln gespickten Mauern umgeben war. Tag und Nacht wurde es von einer dreifachen Reihe von Rotgardisten bewacht.

Dieser traurige Bau war nun die Residenz des früheren Beherrschers aller Reußen Nikolai Romanow. Die wenigen am Leben gebliebenen Zeugen der Jekaterinburger Gefangenschaft der Zarenfamilie schildern diese in ihren Aussagen vor der Untersuchungskommission in den düstersten Farben. Sie war eine Kette von entsetzlichen Schmähungen und Kränkungen. Die ewig angeheiterten Gardisten behandelten den ehemaligen Zaren, insbesondere aber seine Gemahlin und Töchter, mit der ausgesuchtesten Roheit. Bald am Tage, bald mitten in der Nacht, drangen in das Schlafzimmer der Zarenfamilie Rotgardisten zur Vornahme einer Haussuchung ein. Man fahndete nach irgend einen „weißgardistischen Briefwechsel", nach Waffen oder Gift, das den Gefangenen durch Verschwörer zugesteckt sein sollte, um nach Vergiftung der Wache die Flucht zu ergreifen. Die Untersuchungen dauerten zuweilen stundenlang; alles wurde durchwühlt und durchsucht. Man zwang die Gefangenen — insbesondere die **Zarentöchter** — sich fast

ganz zu entkleiden und begleitete die Untersuchung mit Gebärden, Worten und Berührungen, die die Großfürstinnen oft bis zur Ohnmacht brachten. Als der Zar eines Tages, durch das Verhalten der Rotgardisten gegenüber den Großfürstinnen empört, sie mit lauter Stimme zur Ordnung rief, versetzte ihm ein Soldat einen Schlag ins Gesicht und warf ihn unter dem Gelächter der Kameraden zur Tür hinaus.

Die Gefangenschaft der Zarenfamilie wurde geteilt von dem Leibarzt Prof. Botkin, der Hofdame Baronin Buxhevden, der Vorleserin der Kaiserin Frau Schneider und dem Fürsten Dolgoruki. Fast das ganze Gebäude stand der Zarenfamilie zur Verfügung. Die Nacht verbrachten sie aber beisammen, da sie Exzesse von seiten der des nachts in den Wohnräumen sich aufhaltenden Bewachung befürchteten. Sie zogen sich in das entlegendste Zimmer zurück, wo für die Zarin eine Holzbettstelle aufgestellt war, während der kränkelnde Thronfolger in einem aus Tobolsk mitgebrachten Rollwagen ruhte. Der Zar und seine Töchter schliefen einfach auf dem Boden auf einem Strohlager, das mangels an Bettwäsche mit Kleidungsstücken der Großfürstinnen bedeckt wurde. Man behielt die Kleider an. Zwei alte Kammerdiener, Wolkow und Tschemodurow, bedienten die Gefangenen. Der eine wurde Anfang Juli wegen eines Wortwechsels mit den Rotgardisten ins Gefängnis gesteckt und später erschossen. Der andere kam ebenfalls hinter Schloß und Riegel; es gelang ihm aber, Mitte Juli, kurz vor Besetzung Jekaterinburgs durch die Tschecho-Slowaken in der allgemeinen Verwirrung zu entweichen. Das Vordringen der Tschecho-Slowaken und sibirischen Truppen machte Fortschritte und bereits Mitte Juli wurde es den örtlichen Sowjet-Behörden klar, daß es den disziplinlosen Rotgardisten-Truppen nicht gelingen würde, die Stadt zu halten. Von Panik ergriffen, begannen sie in aller Eile die Waffen- und Lebensmittel-Vorräte wegzuschaffen. Zu gleicher Zeit ging in der Stadt das offenbar absichtlich verbreitete Gerücht um, die sibirischen Truppen hätten die Absicht, nach Einnahme der Stadt, Romanow zu befreien und ihn in seine Rechte wieder einzusetzen. Das unsinnige Gerücht erfüllte seinen Zweck. Die rote Garnison geriet in Unruhe und forderte die Beseitigung der gesamten Zarenfamilie sowie sämtliche ihre Gefangenschaft teilenden Personen. Die Rotgardisten hielten am 16. Juli eine Versammlung ab, die in eine förmliche Empörung gegen den Rat der Volksbeauftragten und den A.- und S.-Rat ausartete. Man beschuldigte sie, sich durch Tschecho-Slowaken und zaristische Verschwörer haben bestechen zu lassen. Unter dem Einfluß dieser Ereignisse fand am 16. Juli abends eine außerordentliche Sitzung des Jekaterinburger A.- und S.-Rates statt, an welcher auch Beauftragte der Republik teilnahmen. Die Sitzung dauerte bis 1 Uhr morgens — und das Schicksal der Zarenfamilie war besiegelt. Für die Hinrichtung der Zarenfamilie stimmte als erster der Vorsitzende des A.- und S.-Rates, ein Arbeiter namens Bielobrodow. Er wurde vom Vorsitzenden der Jekaterinburger Außerordentlichen Kommission, dem Justizkommissar Jurowski unterstützt. Nachdem das Urteil des A.- und S.-Rates durch die Unterschriften der Anwesenden bestätigt war, begaben sich Jurowski und Bielobrodow ins Haus des Ingenieurs Ignatjew, um der Hinrichtung beizuwohnen, mit deren Ausführung die wachthabende Abteilung der Rotgardisten betraut wurde. Die Wache verlangte von den Erschienenen nicht einmal die Vorzeugung ihrer Mandate oder des Urteils. Die mündliche Mitteilung wurde von einem dröhnenden Hurra empfangen, worauf der Haufen Rotgardisten laut stampfend und waffenklirrend dem Schlafzimmer der Zarenfamilie zustürzte.

Als der Zar und die Zarin das Hurrageschrei und das Gestampfe der nahenden Rotgardisten vernahmen, begriffen sie sofort, um was es sich handelte. Sie warfen rasch ihre Überkleider um (der Zar zog selbst dem Thronfolger die Militäruniform an) und ließen sich auf die Knie nieder, um zu beten. Die vom Schauer ergriffenen Großfürstinnen drückten sich aneinander. Der Thronfolger brach in Tränen aus, er versuchte sich zu erheben und fiel aus dem Wagen. Der Zar unterbrach sein Gebet und nahm seinen kranken Sohn in die Arme, die Zarin betete weiter.

Da öffnete sich die Tür und Jurowski, gefolgt von den bewaffneten Rotgardisten, trat ins Zimmer. Die Baronin Buxhevden, welche auf den Lärm herbeigeeilt war, stürzte zur Zarin und brach an ihrer Seite in hysterischen Krämpfen zusammen. Jurowski wandte sich mit einem mephistofelischen Lächeln zum Zaren und sagte: „Wie ich sehe, haben Sie sich schon bereit gemacht." „Ja, ich bin bereit!" antwortete der Zar. „Aber nicht Sie allein besuchen wir," stieß Jurowski roh hervor und fügte zynisch hinzu: „Wir werden auch deiner Zarin und deiner ganzen Brut ein Ende machen!"

Er wies mit der Hand auf die Zarenfamilie und die Baronin Buxhevden und rief den Rotgardisten zu: „Treibt sie vorwärts! Ohne Umstände!"

Die Rotgardisten umringten die Verurteilten und drängten sie der Türe zu. Der Zar brach als erster auf, den ohnmächtigen Sohn in den Armen. Er war bleich und schwankte, erholte sich aber bald und ging gefaßt voran. Die Zarin folgte mit festen Schritten, indem sie ununterbrochen leise betete. Die Großfürstinnen und Baronin Buxhevden schluchzten hysterisch und die Rotgardisten schleppten sie in des Wortes wahrer Bedeutung zur Hinrichtungsstelle, dem Keller des Hauses Ignatjew.

An der Treppe, die zum Keller führte, begegneten die Verurteilten einer anderen Gruppe, bestehend aus dem Leibarzt Botkin, Frau Schneider, dem Fürsten Dolgoruki und dem Grafen Tatischtschew.

„Sie auch", sprach der Zar zu Botkin. Der Professor zitterte heftig und blieb stumm. Da man befürchtete, daß im engen mit Ziegelsteinen ausgelegten Kellerraum die Gewehrkugeln abprallen könnten, schossen die Rotgardisten auf die Verurteilten aus nächster Nähe mit Revolvern, indem sie zwischen die Augen oder auf die Schläfen zielten. Man erschoß sie der Reihe nach, jeden einzeln, erzählten nachträglich Regierungskommissar und Rotgardisten ihren Bekannten. Erst kam die Zarin, dann ihre Töchter, und zum Schluß der Zar, welcher den Thronfolger nicht aus den Augen gelassen hatte . . .

Die Leichen der Hinterbliebenen wurden auf ein Lastautomobil geladen und noch in derselben Nacht nach einem verlassenen Schacht außerhalb der Stadt gebracht. Dort wurden sie mit Petroleum begossen und angezündet. Der Haufen Asche und verkohlter Knochen wurde mit Erde verschüttet.

Das Indianerboot.

(Schluß.)

Pfeilschnell glitt das fliehende Boot an denjenigen Stellen vorüber, welche sich die Weißen bei ihrer Hinfahrt gemerkt hatten. Daran schätzten sie die Entfernung, welche sie noch zurückzulegen hatten. Eine große umgestürzte Pappel, die wahrscheinlich ein Sturm gebrochen hatte, ließ sie vermuten, daß die Hälfte des Weges hinter ihnen lag. Bange fragten sie sich: „Wie weit werden unsere Kräfte noch reichen!" Die Handflächen brannten ihnen wie Feuer und zeigten schmerzhafte Blasen.

Von den Indianerbooten tat eins sich besonders hervor; es war den andern etwa um hundert Meter voraus. Zum Glück besaßen die Indianer keine Feuerwaffen. Dafür aber hatten sie Bogen und Pfeile, in deren Gebrauch sie Meister waren. Das erste Geschoß durchschwirrte die Luft. Zum Glück hatte der Schütze zu hoch gezielt, so daß es unschädlich über die Köpfe dahinflog und im Wasser versank. Ein zweites war besser gezielt und fuhr in das Holzwerk des Fahrzeugs. Schon bangten die drei Flüchtlinge um ihr Leben, als Kelling auf den Gedanken kam, das verfolgende Boot leck zu schießen. Auch er war ein trefflicher Schütze und von Kindauf geübt mit dem Feuerrohr umzugehen. Er beugte sich tief über den Rand des Bootes, legte an und zielte nach der Linie über dem Wasser. Weithin rollte der Donner des Schusses. Das Geschrei der Feinde zeigte an, daß die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt hatte. Ihre Unruhe gab zu erkennen, daß sie sich vergeblich bemühten, das entstandene Loch zu verstopfen. Man sah, wie es immer tiefer sank und schließlich umschlug. Darauf tauchten acht Indianerköpfe aus dem Wasser, die nach dem Ufer hinstrebten. Der Zwischenfall verzögerte die Verfolgung für eine Weile, ohne jedoch für die Weißen die Rettung zu bedeuten. Er gab ihnen nur zu einem kurzen Aufatmen Frist. Denn die Insassen der beiden anderen Boote verdoppelten ihre Kraft, um auf jeden Fall den Siegespreis zu erringen. Der Verlust hatte sie nicht entmutigt, sondern ihre Wut noch angefacht. Nach einer halben Stunde befanden sie sich wiederum in bedrohlicher Nähe und ließen zornige Rufe zu den Weißen hinüberschallen. Kelling nahm nunmehr das zweite Boot aufs Korn und feuerte darauf einen Doppelschuß ab. Er hatte getroffen, wie herumfliegende Splitter und Späne erkennen ließen, aber das Boot blieb weiter gebrauchstüchtig. Durch einen weiteren Schuß traf er einen Indianer, der vor Schmerz aufsprang und kopfüber ins Wasser schoß. Leider hatte er ihn nur verwundet, so daß er nicht unterging, sondern von den Kameraden im nachfolgenden Boote wieder aus der Flut gezogen wurde. Immerhin aber bedeutete der Vorgang wieder eine kleine Verzögerung, welche das Verhängnis nochmals um eine kurze Spanne Zeit hinausschob. Die Herzen der Verfolgten waren voll großer Bangigkeit. Aus der Tiefe schrieen sie zum Herrgott empor um Rettung aus diesem Verderben. Sehr schmerzlich war es ihnen, nun doch noch, so nahe der Rettung, vom Unheil ereilt zu werden. Eine Stunde noch, und die Ansiedlung der Weißen wäre erreicht und damit sie selber geborgen!

Nachdem die Indianerboote sich wieder genähert hatten, gingen die Feinde zum Angriff über und schütteten ein Hagel von Pfeilen über die Flüchtigen aus. Warring zuckte zusammen; ein Geschoß hatte ihn in die Schulter getroffen. Der kraftlos gewordene Arm ließ das Ruder fahren, das die Strömung rasch entführte. So blieben nur noch zwei Ruder übrig, die zum Einhalten der erforderlichen Geschwindigkeit nicht mehr hinreichten. Dadurch wurde die Lage der Weißen verzweifelt, zumal niemand dem armen Warring beispringen konnte, um ihn von seiner Plage zu befreien. Die Flüchtlinge wagten jetzt nicht mehr an Rettung zu denken. Sie trachteten nur noch danach, ihr Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Zusammen hatten sie noch achtzehn Patronen. Sie luden ihre Waffen und feuerten sie rasch hintereinander ab. Sie hatten getroffen, denn für einen Augenblick gab's bei den Indianern einige Verwirrung; aber die Schüsse hatten noch eine andere Wirkung. Bei der folgenden Strombiegung erscholl aus den

Büschen ein lautes Hurrah. Zugleich knatterte ein Dutzend wohlgezielter Schüsse aus den Büschen auf die Indianer, die zu ihrem großen Verdrusse erkannten, daß sie das Spiel verloren hatten. Karl Johannsen hatte mit fünfzehn Ansiedlern sich aufgemacht, den drei bedrängten Leuten zu Hilfe zu kommen. Vor ein paar Stunden hatten sie nämlich das Boot der Vermißten auf dem Fluß vorbeitreiben sehen und daraus geschlossen, daß jene ein Unfall betroffen hatte. Angesichts der unerwarteten Hilfe sahen sich die Indianer genötigt, das Feld zu räumen. Eilig zogen sie sich nach der andern Seite des Flusses zurück, um wenigstens dem mörderischen Feuer der Weißen zu entgehen.

Unter dem Schutze ihrer Retter vollzogen die Flüchtlinge ihre Landung. Als das Boot das Ufer erreichte, griffen kräftige Hände zu und halfen den Insassen ans Ufer. Karl Johannsen zog sogleich den Pfeil aus der Wunde Warrings und legte ihm einen Notverband an. Zum Glück handelte es sich nur um einen Fleischschuß, der abgesehen vom Blutverluste keine schlimmen Folgen befürchten ließ.

Das merkwürdige Indianerboot erregte bei den Ansiedlern nicht geringes Aufsehen. Man fragte die Geretteten, auf welche Weise sie dazu gekommen seien. Darauf erzählten sie ihr Abenteuer, welches allseitiges Staunen auslöste.

Johannsen meinte: „Da habt ihr uns etwas Schönes eingebrockt; denn die Indianer sind über nichts mehr ergrimmt, als über die Verletzung ihrer Grabstätten. Aber wie dem auch sei, das beste ist, daß ihr mit dem Leben davongekommen seid. Auf die weiteren Möglichkeiten wollen wir uns bezeiten rüsten. Über kurz oder lang kommt es doch einmal zu einem Zusammenstoß mit den Rothäuten!"

Für die drei Genossen bedeutete der denkwürdige Zug einen heilsamen Antrieb „zur Zufriedenheit. Dankbar nahmen sie die ihnen ursprünglich zugeteilten Landstücke in Besitz, um sie fortan fleißig und redlich zu bebauen.

Das Indianerboot wurde auf dem Marktplatze der Stadt aufgestellt, wo es nach mehreren Jahren aus Altersschwäche zerfiel. Weit länger lebte die Geschichte des Abenteuers in dem Munde der Ansiedler fort, denen sie eine eindringliche Mahnung im Sinne des Apostelwortes bedeutete: „Es ist aber ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet sich genügen." Mit der Zeit glückte es auch den Weißen, der Indianer Herr zu werden, so daß sie ruhig und sicher im Lande wohnen konnten..

Wochenschau.

Am 2. Februar fanden zu Ehren des vor hundert Jahren verstorbenen polnischen Patrioten und Helden Jan Kilinski in Lodz und allen übrigen größeren Ortschaften Polens feierliche Umzüge und Veranstaltungen statt. Jeder Pole sah den Todestag dieses Mannes, der sich um sein Vaterland unsterblichen Ruhm erworben hat, als einen Nationalfeiertag an. Jan Kilinski, seines Zeichens ein Schuhmacher, war der ersten einer, der im Jahre 1794 auf den Aufruf Kosciuszkos hin zu den Waffen griff und der es durch sein anfeuerndes Beispiel dahin brachte, daß die Bevölkerung Warschaus, mit Beilen und anderen einfachen Waffen bewehrt, die Stadt von den sie bedrückenden Russen befreite. Als polnischer Hauptmann kämpfte Kilinski in der Folge auch Seite an Seite mit Kosciuszko während der Belagerung Warschaus durch Preußen und Rußland. Sein endliches Los war die schmachvolle russische Verbannung.

Das Ergebnis der Landtagswahlen zeigt ein Übergewicht der national orientierten Wählerschaft, während man in Anbetracht der Notstandslage der breitesten Schichten den größeren Anhang auf Seiten der sozialistischen Gruppen erwartete. Die politische Gesinnung der Abgeordneten aus dem Königreich Polen stellt sich in Zahlen folgendermaßen dar: Erklärte Mitglieder der nationaldemokratischen Partei 16; Nationale Gruppen, die einst den nationalen Arbeiterverband, die Volksparteiler von Witos, die Gruppe des Geistlichen Blizinski umfaßte und in vielen Bezirken mit der Nationaldemokratie einen Block bildeten, 91; Nationaler Arbeiterverband (selbständig) 8; Gruppe des Geistlichen Blizinski (selbständig) 11; Gruppe der Volksparteiler von Witos (selbständig) 2; Wilde 8; Polnische Volkspartei (Gruppe Thugutts) 32; Polnische Sozialistische Partei (P. P. S.) 13. Die Juden errangen 8 Mandate, die Deutschen 2. Im Königreich Polen wurden zu Abgeordneten 2 Frauen gewählt. Zu der Wahlbetätigung der deutschen Einwohner polnischer Nationalität ist noch hinzuzufügen, daß in den drei Wahlbezirken Konin — Kolo — Slupca, Lipno — Rypin und Gostynin — Kutno — Lenczyca, wo gleichfalls deutsche Listen eingereicht wurden, infolge ungenügender Stimmenzahl leider keine Mandate erlangt werden konnten.

Der deutsche Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Graf Rantzau hielt vor ausländischen Pressevertretern eine Rede, in der er zu den schwebenden Fragen Stellung nahm, unter anderem hervorhebend, daß Deutschland bei der kommenden Neuordnung der Welt einen Frieden des Rechts erwarte, dieser aber nimmer eintreten könne, so lange die französischen Staatsmänner, wie sie es selbst bekennen, Anhänger des alten Systems in der Politik sein werden. Bei der Schuldfrage am Weltkriege komme es vor allem darauf an, festzustellen, aus welchem Geiste dieser entsprungen sei, und diesen zu ändern sei Aufgabe der Staatsmänner. „Solange der Revanchegedanke lebt, wird es Kriege geben", — sagte der Staatssekretär und gab im weiteren Verfolg seiner Rede dem Gedanken Ausdruck, daß die Gegner Deutschlands jetzt einen moralischen Sieg davontragen müßten, der in einem wirklich gerechten Völkerbund seinen Ausdruck fände. Nur wenn das deutsche Volk in diesem Bunde gleichberechtigt neben den anderen Völkern stehen würde, ist die Gewähr für künftige Einigkeit gegeben.

Nachdem die deutsche Nationalversammlung eine bürgerliche Mehrheit aufzuweisen hat, (in unserer vorigen Wochenschau sollte es heißen: „die N. V. hat keine sozialistische Mehrheit erhalten") sind die Arbeiter- und Soldatenräte am Werk, um sich ihre Macht zu sichern. Sie drohen nach Berlin, daß sie im Falle irgendwelcher gegen sie gerichteter Maßnahmen alle süddeutschen Staaten zu einem sozialistischen Bundesstaate zusammenschließen und diesen vom Reiche trennen würden. Die Spartakiden bringen es in den größeren Städten Deutschlands weiter zu Aufruhr und Straßenkämpfen; so auch letzthin in Wilhelmshaven, wo sie eine gründliche Niederlage erlitten. In Köln fand eine große Protestversammlung gegen die Loslösungsbestrebungen des Rheinlandes statt.

Aus Anlaß des diesjährigen Geburtstages des früheren deutschen Kaisers fand im deutschen Hauptquartier im Beisein Hindenburgs und Groeners eine Feier statt. Die vaterländische Partei sandte an Kaiser Wilhelm ein längeres Huldigungstelegramm.

Die deutschen Kolonien sind gegenwärtig Gegenstand der Verhandlungen auf der Friedenskonferenz. Die Alliierten, die sich in der willkommenen Beute teilen, gehen in ihren besonderen Wünschen so weit auseinander, daß die Kolonien bereits zu einem Zankobjekt der ehemaligen Verbündeten geworden sind. Besonders Japan stellt energische Forderungen an die deutschen Inseln im Stillen Ozean, die ihnen England bereits 1916 zugesprochen. Wie verlautet, tritt Wilson für die Internationalisierung der deutschen Kolonien ein; weitere Vorschläge gehen dahin, daß über deren Schicksal der Völkerbund bestimmen solle. An Deutschland soll auf jeden Fall keine Kolonie zurückgegeben werden. Eine Erklärung der deutschen Reichsregierung stellt hierzu fest, daß letzteres eine völlige Preisgabe der Wilsonschen Grundsätze bedeuten würde.

Auf der Friedenskonferenz nahm gelegentlich der Debatte über die polnisch-tschechische Angelegenheit der polnische Abgeordnete Dmowski das Wort, wobei er die Ansprüche Polens bekanntgab und auf die ungerechtfertigte Forderung der Tschechen hinwies, die das überwiegend von Polen bewohnte Teschener Schlesien für sich beanspruchen. Präsident Wilson setzte auch der unmäßigen Eroberungsgier der Italiener einen Dämpfer auf: ihr Anspruch auf Dalmatien und die Stadt Fiume wurde glatt abgewiesen.

In Bern trat eine internationale Sozialistenkonferenz zusammen, deren Zustandekommen französische Staatsmänner aus begreiflichen Gründen durchaus verhindern wollten.

Verantwortlicher Herausgeber und Schriftleiter:
Gustav Ewald, Lodz.

Druck: Gebr. Smolarski, Petrikauer Str. Nr. 44.